34 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Riddersholm.

Novelle von Antonie Heidsieck.

1. (Nachdruck verboten.)

Vor dem Hause des Grafen Swante Nielsen am Marktplatz von Stockholm hielt ein Schlitten, denn die Herrschaft wollte spazieren fahren. Man schrieb das Jahr 1509. Lustig klingelten die Glöckchen des Schlittens, und lustig blitzten die Augen des lieblichen, jungen Mädchens, das mit in das leichte Gefährt einstieg. Das war aber keine Nielsen, das Grafenpaar war kinderlos; Herr Swante und Frau Ida hatten sich zum erstenmal ihre Nichte, Gräfin Hertha Holm, aus dem meerumrauschten Schloß ihres Vaters mit nach Stockholm gebracht, damit sie die Freuden der Residenz im Winter kennen lerne.

Herthas Großvater, der Graf Detlev Holm, hatte eine junge Witwe, Ingeborg Nielsen, geheiratet, die ihm einen kleinen, dreijährigen Knaben mit in die Ehe gebracht. Alexander Holm und Swante Nielsen waren zusammen in Schloß Holm aufgewachsen, und hatten sich wie Brüder geliebt. Ihre Kindheit und Jugend war aber eine einsame gewesen, denn nach dreijähriger Ehe hatte Graf Detlev seine heißgeliebte Ingeborg verloren, und keinen Trost und Ersatz in seinen Kindern gefunden. Er hatte einen armen Verwandten, einen unverheirateten Landpfarrer, in sein Haus genommen, als Erzieher seiner Kinder, und ihn testamentarisch zum Vormund derselben und Verwalter des Holm'schen Vermögens ernannt, dann war er eines Tages, bei furchtbarem Sturm, allen Mahnungen und Warnungen zum Trotz, in einem kleinen Nachen auf das Meer hinausgefahren, und nicht wieder gekommen. Die Dienerschaft ahnte, daß sein Tod kein freiwilliger gewesen und liebte die verwaisten Knaben mit desto größerer Liebe und Anhänglichkeit. —

Alexander Holm und Swante Nielsen zählten fünfundzwanzig und achtundzwanzig Jahre, als ihr Vormund starb, da verließen sie ihr väterliches Schloß und gingen nach Stockholm.

Swante heiratete bald darauf das Mädchen seiner Wahl, Ida Gräfin Adlerskron; Alexander, minder glücklich, mußte diejenige, die er liebte, Wanda Silberstolpe, einem Grafen Ridders überlassen, der ihm zuvorgekommen, und so war seine Heirat mit Karoline Heldrungen ein Akt der Verzweiflung und Erbitterung.

Er erkannte auch noch vor der Hochzeit, daß seine Wahl ein Mißgriff gewesen, und zog sich, grollend mit Welt und Menschen, mit seiner Gattin in die Einsamkeit von Schloß Holm zurück. — Sie schenkte ihm zwei Kinder, Hinrik und Hertha, und er atmete wie erlöst von schwerem Druck auf, als Frau Karoline nach der Geburt des kleinen Mädchens die Augen im Tode schloß.

Die Kinder waren sein ganzes, irdisches Glück, dennoch mußte er den Knaben, als er neun Jahre zählte, dem furchtbaren Würger Tod hingeben, und nie vernarbte in seinem Herzen die Wunde, die ihm dieser Verlust geschlagen, er liebte aber fortan seine Hertha mit verdoppelter Liebe. Nur betrat er Stockholm nicht wieder, weil er fürchtete, der Gräfin Ridders dort zu begegnen, den einzigen Zusammenhang mit der Außenwelt bildeten für ihn die Besuche seines Bruders und seiner Schwägerin in Schloß Holm, nie aber sagten sie ihm, daß das gräflich Riddersche Ehepaar sich ganz in die Einsamkeit seines Schlosses zurückgezogen, denn nie ward der Name Ridders wieder in Schloß Holm genannt, nachdem Alexander den Geschwistern sein Herz ausgeschüttet, als sie zum erstenmal nach dem Tode der Gräfin Karoline bei ihm zum Besuch gewesen. Als Hertha in der Schloßkapelle konfirmiert, erlaubte er zum erstenmal, daß sie im Herbst Onkel und Tante Nielsen nach Stockholm begleitete, er selbst aber war nicht zur Mitreise zu bewegen.

Auf der Landstraße, die nördlich von Stockholm nach Upsala führte, flog pfeilschnell der Schlitten dahin. Mit von der Kälte geröteten Wangen und vor Lust und Freude blitzenden Augen, schaute Hertha auf die großartige Winterlandschaft, und genoß glückselig ein Vergnügen, das sie bis jetzt noch nicht gekannt.

Das Vergnügen sollte aber heute ein jähes, unerwartetes Ende nehmen.

Erschreckt von dem Schellengeläute, flog plötzlich in einiger Entfernung kreischend eine Schar Krähen empor, darob scheuten die Pferde; Nielsen verlor die Herrschaft über dieselben, mit jähem Stoß prallte die Schere des Schlittens an einen der Bäume, die die Landstraße einsäumten, dieselbe brach entzwei, das leichte Gefährt fiel um, und die Insassen wurden in weitem Bogen in den Schnee ge-



Das Robert Schumann-Denkmal in Zwickau (Sachsen). (Mit Text.)

schleudert, aber auch die Pferde waren zu Falle gekommen, die sonst davongestürmt wären.

Glücklicherweise kamen gerade in diesem Moment zwei Reiter auf der sonst einsamen Straße daher; ein jugendlicher, bildhübscher Mann, augenscheinlich der Vornehmere, ritt voran, während ihm ein Diener folgte. Beide saßen sofort ab, schlangen die Zügel ihrer Tiere um einen Baum, und eilten den Gestürzten zu Hilfe.

Swante und der Diener waren schnell wieder auf den Füßen, während die Damen, die in Decken und Pelze eingehüllt gewesen, ohne fremde Hilfe nicht aufkommen konnten. Beide Damen waren nicht verletzt, dennoch wandte sich Swante unwillkürlich zuerst seiner Gattin zu, währenddessen stand sich das andere Paar gegenüber, das hier seine Schicksalswende gefunden. In winterlicher Kälte, auf dem weißen Schneeteppich der Landstraße, standen sich zwei junge Menschenkinder gegenüber, die diese Stunde nie wieder vergaßen. Ihre Lippen sprachen kein Wort, aber ihre Augen erzählten sich in kurzen Augenblicken von dem Wunderland der Liebe, das nur wenigen Sterblichen seine Pforten öffnet, dann weckte sie Nielsens Stimme aus süßen Träumereien: „Liebe Hertha, wir müssen zu Fuß nach Stockholm zurückkehren, mein Diener sagte mir eben, daß der Schlitten arg beschädigt ist, wir können ihn augenblicklich nicht benutzen."

„Nun, dann gehen wir," lachte Hertha, „wir sind ja noch nicht weit von der Stadt."

„Dann gestatten die Herrschaften wohl, daß ich Sie begleite", sagte der Fremde; „mein Diener kann für mein Pferd sorgen, mein Weg führt auch nach Stockholm, ich will die Verwandten meiner Mutter besuchen, ich heiße Harald, Graf Ridders."

„Ach ein Ridders," rief Hertha übermütig, „wenn das mein Vater wüßte!"

„Kennen Sie meine Familie, mein Fräulein?" fragte Harald.

„Ich heiße Hertha Holm."

„Ich habe den Namen nie gehört," gestand Harald verlegen.

„Na, Sie scheinen die Geschichte von der ermordeten Ahnfrau nicht zu kennen," lachte Swante, „Hertha kann sie Ihnen erzählen, aber nicht hier in der Kälte, vorwärts nach Stockholm."

Harald und Hertha schritten voran, Swante und Ida folgten.

„Was ist das mit der Geschichte von der ermordeten Ahnfrau, mein Fräulein?" begann Harald das Gespräch.

„Seit länger als einem Jahrhundert lebten die beiden schwedischen Adelsfamilien, die Holms und die Ridders, in bitterer Feindschaft, so habe ich es in der Chronik unseres Schlosses gelesen," erzählte Hertha. „In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, zur Zeit des Königs Magnus, hatte ein Ridders um die junge Gräfin Hertha Holm geworben, und als man sie ihm verweigerte, weil er den Eltern der Erkorenen kein begehrenswerter Freier däuchte, schwur er Rache. An einem Sommertage fand man das schöne Mädchen entseelt im Walde hinter dem Schloß, ein Messer in ihrer Brust, aber die Nemesis ereilte bald darauf den Mörder. Mit dem Pferde gestürzt bei der eiligen Flucht, und so an derselben gehindert, ward er das Opfer seiner rachedürstenden Verfolger. Ein glühender Haß trennte fortan beide Adelsfamilien, aber derselbe ward nie zur That; die einzige Frucht, die derselbe erzeugte, war, daß beide Familien von da an grundsätzlich verschiedenen politischen Parteien angehörten, die Schweden beherrschten. Von Generation zu Generation hat es sich fortgeerbt, immer haben sich die Holms und die Ridders auf Schwedens Schlachtfeldern und im Reichsrat feindlich gegenübergestanden."

„Aber jetzt scheint die Streitaxt begraben zu sein, meine Eltern haben mir nichts von dieser Geschichte erzählt, und scheinen somit in mir den Haß nicht weiter fortleben lassen zu wollen."

„Das finde ich auch," meinte Hertha, „mein Vater sagt zwar: es bringe Unheil, wenn die Träger dieses Namens sich begegneten; ich weiß aber nicht, was aus unserer Begegnung für ein Unheil entstehen sollte. Was geht es uns an, was unsere Ahnen vor langer Zeit thaten, nicht wahr?"

„Allerdings, mein Fräulein; auch meine Eltern scheinen die Streitaxt begraben zu haben, da sie mich in Unkenntnis der Geschichte nach Stockholm ziehen ließen, ohne mich vor der Begegnung mit einem Holm zu warnen."

Die Streitaxt hatte Graf Detlev Holm begraben, als er mit seiner geliebten Ingeborg sich in die Einsamkeit seines Schlosses zurückgezogen, auch Graf Alexander war nicht im Haß gegen die Ridders erzogen, und so wäre die Geschichte verklungen, gleich dem Vulkan, der aufhört zu speien, wenn sein Krater verloschen ist, aber der Umstand, daß es gerade ein Ridders war, der Graf Holm bei dem geliebten Mädchen zuvorkam, ließ den alten, gleichsam ererbten Haß neu auflodern.

„Das Blut der Gräfin Hertha Holm rinnt als breiter Strom des Hasses zwischen beiden Adelsfamilien," hatte Alexander gesagt, als er Bruder und Schwägerin von seiner Liebe zu Wanda Silberstolpe erzählt.

„Bis die Hand der Liebe einmal die Brücke darüber baut," war Frau Idas versöhnender Zuspruch gewesen.

„Nie, nie," hatte er erwidert, „der Strom wird rinnen bis zum jüngsten Tag."

Das wußte Hertha nicht, denn das konnte Graf Alexander seinem Kind nicht sagen, und so hatte er sie denn nur vor der Begegnung mit einem Ridders gewarnt, wegen der Geschichte mit der ermordeten Ahnfrau. Als Nielsens jetzt das junge Paar vor sich herschreiten sahen, dachten sie wohl beide: ob heute der erste Baustein gelegt sei zur Brücke der Versöhnung? —

„Sie wohnen in der Hauptstadt Schwedens, mein Fräulein?" fragte Graf Harald.

„Nein, ich bin nur zu Besuch bei Onkel und Tante Nielsen, ich wohne in Schloß Holm an der Meeresküste mit meinem Vater, und Sie, wo wohnen Sie?"

„In Ridders, unserm Stammschloß, das liegt in einem Thalkessel, rings von hohen Bergen umschlossen, wie in einer natürlichen Festung, nur an einer Seite, dem Schlosse gegenüber, sind die Felsgebirge zugänglich, durch einen Weg so breit, daß ein Wagen hindurchfahren kann. Ob die Natur denselben geschaffen, oder Menschenhände in grauer Vorzeit die Felsen geöffnet, wir wissen es nicht, jedenfalls ist früher ein verschließbares Thor in dem Felsen gewesen, dessen eiserne Flügelthüren noch zum Andenken in einem Winkel des Schlosses aufbewahrt werden."

„Sehen Sie denn gar kein Wasser?"

„O doch. Ungefähr hundert Schritte von dem Gebäude entfernt fließt ein reißender, tiefer Fluß, der das Thal in zwei Hälften teilt; bei seinem Eintritt in dasselbe stürzt er sich vom Felsen herab, bei seinem Austritt hat er sich ein Thor durch denselben gebrochen. In Friedenszeiten führte früher eine hochgewölbte, hölzerne Brücke über denselben, die bei Belagerungen abgebrochen wurde, und dann war er unpassierbar, denn sowohl um eine Schiffbrücke darüber zu schlagen, als ihn zu durchschwimmen, dazu ist er zu reißend. Als die eisernen Thorflügel fielen, und sich meine Vorfahren nicht mehr hermetisch gegen die Außenwelt abschlossen, ward auch die hölzerne Brücke abgebrochen und durch eine elegante, aus festen Steinen ersetzt, denn da unser Geschlecht civilisierter wurde und nicht mehr Angriffs- und Raubzüge in der Nachbarschaft machte, hatte es die Rache und den Haß der Nachbarn nicht mehr zu fürchten."

„Ist es aber nicht sehr einsam in Ihrem Schloß?" fragte Hertha, die mit leuchtenden Augen zugehört.

„Allerdings," erwiderte Harald. „Nackt, öde und unfruchtbar liegen die Felsen um das Schloß; während diejenigen, die dasselbe unmittelbar überragen, wegen ihrer Höhe unpassierbar sind, hat man Wege und Ruheplätze an den Abhängen derjenigen Felsen geschaffen, die dem Eingang in das Thal zunächst liegen, und wir benutzen dieselben oft und viel zu Spaziergängen."

„Ist denn in dem reißenden Wasser noch nie ein Unglück geschehen?" fragte Hertha aufs neue. „Alle Kinder, gleichviel ob hoch ob niedrig geboren, zieht es doch zum Wasser."

„Dagegen ist Vorsorge getroffen, mein Fräulein. An beiden Ufern des Flusses ist ein hohes Wehr, denn bei ruhig fließenden Gewässern ist immer noch eine Rettung möglich, wenn auch einmal ein verhängnisvoller Fall in das nasse Element gethan wird; wer diesem Strome aber zum Opfer fällt, der ist rettungslos verloren, er giebt nichts heraus, was er einmal erfaßt, sondern spült es mit Gedankenschnelligkeit unter das Felsenthor, wo es in der Tiefe versenkt."

„Verlassen Ihre Eltern das Schloß nicht?"

„Nein, sie sind nicht dazu zu bewegen. So lange ich bei Lehrern lernte, die die Eltern nach Ridders kommen ließen, habe auch ich es nicht verlassen; später bezog ich die vom Reichsverweser Sten Sture 1476 gestiftete Universität Upsala, wo ich einen lieben Freund fand, Gustav Erichson, mit dem ich später Streifereien machte, und nun gedenke ich einen Teil des Winters in der Hauptstadt zu bleiben. Haben Sie noch Geschwister, mein Fräulein?"

„Nein, ich bin das einzige Kind meines Vaters; ich hatte einen kleinen Bruder Hinrik, der war drei Jahre älter als ich, starb aber schon als ganz kleiner Junge, so daß ich mich seiner kaum noch erinnere."

Unter diesen Gesprächen waren sie endlich vor Swantes Hause angelangt; Hertha blieb stehen und wartete auf das nachkommende Paar.

„Haben Sie Ihr Heim erreicht, mein Fräulein?" fragte Harald.

„Ja, hier wohnen wir."

„Dann gestatten Sie mir, daß ich mich verabschiede."

„Nein," sagte Swante, „daraus wird nichts; erfroren und hungrig dürfen Sie bei Ihren Verwandten nicht eintreten; ich bitte erst, sich bei mir zu erwärmen, treten Sie ein."

Harald war es weniger um die leibliche Stärkung zu thun, die ihm geboten wurde, als darum, die Zeit seines Beisammenseins

mit dem lieblichen Mädchen, das er eben kennen gelernt, zu verlängern, und so nahm er dankbar die Einladung an. Ahnungslos standen sie alle vier auf Stockholms Marktplatz, und keine Geisterstimme kündete ihnen das Gräßliche, das nach wenigen Jahren hier geschehen sollte; der Schleier der Zukunft hüllte wohlthätig ihrem Blick die Schrecken, die auch an ihnen nicht vorübergehen sollten.

Doch endlich mußte es für heute geschieden sein. Nach einer Stunde Rast brach Harald auf. Swante nahm ihm aber das Versprechen ab, öfter sein Haus aufzusuchen, ein Anerbieten, das der überglückliche Jüngling dankbar annahm. — — — — — — —

In Nielsens Haus, in der Wohnung der Familie Silberstolpe, in Stockholms Königspalast, sahen sich im Laufe des Winters oft die beiden jugendlichen Menschenkinder, die ihre erste Bekanntschaft auf schneebedeckter Landstraße gemacht, und die Liebe erwachte in ihren Herzen. Längst war der Teil des Winters um, den Harald in der Hauptstadt bleiben gewollt, und er hatte um Nachurlaub gebeten, den ihm die Eltern gern bewilligt, da sie aus seinem Briefe wohl herausgelesen, was ihn in Stockholm fesselte. Noch ehe die Stürme des Frühlings über Schwedens Fluren brausten, hatten sich Harald und Hertha Treue für das Leben gelobt. Ausgelöscht war in Liebe der Haß zweier Adelsfamilien, die Brücke der Versöhnung über einen jahrhundertlangen Hader geschlagen, und freudig segneten Swante und Ida das jugendliche Paar, nicht zweifelnd an der Einwilligung der Väter.

Harald eilte selbst nach Schloß Ridders, um sich den Segen der Eltern zu holen, Hertha bat schriftlich um denselben.

Nach wenigen Tagen kehrte der Jüngling zurück mit der jubelfrohen Kunde: „Meine Eltern erwarten ihre Tochter."

Nur Alexander Holm säumte noch mit seiner Antwort, das Alter ist freilich bedächtiger als die Jugend, aber wenige Stunden nach Haralds Ankunft fuhr unter Schellengeläut ein Schlitten an Nielsens Haus vor. Man erkannte vom Fenster den Grafen Holm, und Swante ging dem Bruder entgegen, während Hertha und Harald Hand in Hand die Ankunft des Vaters erwarteten.

Eine Zornesfalte deckte Graf Alexanders Stirn, die blauen Augen leuchteten unheimlich. Todesschrecken durchbebte Hertha bei seinem Anblick, dennoch trat sie schmeichelnd auf ihn zu, strich mit der schmalen, kleinen Hand über seine Stirn und sagte kosend: „Sieht so ein Vater aus, der seiner Tochter die Einwilligung zu ihrer Verlobung bringt? Mach ein anderes Gesicht, Väterchen, daß Deine Hertha froh und glücklich sein kann."

„Ich bin gekommen, Dich nach Hause zu holen, eine Holm wird nie die Gattin eines Ridders, ewige Feindschaft trennt beide Häuser."

„Vater, warum sollen Harald und ich es büßen, daß unsere Ahnen, die längst in einer andern Welt Frieden geschlossen, hienieden in Unfrieden lebten?"

Graf Alexander hätte nie Olaf Ridders, der ihm Wanda entrissen, freundlich die Hand gereicht; diese Episode seines Lebens aber wagte er der Tochter nicht einzugestehen, daher steifte er sich auf die traditionelle Feindschaft beider Häuser.

„Wie, Herr Graf, habe ich recht gehört, Sie verweigern mir Ihre Tochter um einer That willen, die in grauer Vorzeit mein Ahnherr beging? Das ist nicht recht."

Alexander Holm maß den Sprecher mit einem Blick vom Scheitel bis zur Sohle, derselbe trug Wandas geliebte Züge, die er noch nicht vergessen, und statt daß diese Aehnlichkeit ein beredter Fürsprecher für den jungen Mann gewesen, verhärtete sich sein Herz bei dem Anblick desselben.

„Ob ich recht oder unrecht thue, junger Mann, das überlassen Sie mir, nie wird eine Holm die Gattin eines Ridders, ich wiederhole es. Du triffst sofort Anstalten zur Abreise, Hertha, und fährst noch heute mit mir nach Hause, das ist mein letztes Wort," fügte er in so drohendem Ton hinzu, daß alle erkannten, es war für heute sein letztes Wort.

Ob es in Zukunft gelingen würde, ihn umzustimmen, wer konnte es wissen. Heute hatte der Holmsche Stolz eine Eisrinde um das Herz des Vaters gezogen, die nicht schmelzen wollte unter den Bitten und Thränen seines Kindes. Er wandte dem jungen Paar zornig den Rücken und sah daher nicht, daß dasselbe gemeinsam das Zimmer verließ, um Abschied zu nehmen, während er in kühlem, ceremoniellem Gespräch mit Bruder und Schwägerin zusammenblieb.

„Hertha, willst Du Dich diesem Spruch beugen, dem die innere Berechtigung fehlt?" fragte Harald, als er mit ihr in ihrem Zimmer allein war. „Du hast mir Liebe geschworen, Du bist mein, ich lasse Dich nicht."

„Die Pflicht der Kindesliebe steht höher als das Glück der Gattenliebe," erwiderte sie trostlos. „Nicht der gewaltsame Tod meiner Ahnfrau trennt uns, sondern der Wille meines Vaters."

„Hertha, wirst Du je glücklich sein in der Einsamkeit von Schloß Holm, neben einem starren, selbstsüchtigen Vater, der um Vorurteile Dein Lebensglück geopfert hat? Kannst Du glücklich sein im Bewußtsein, mich elend gemacht zu haben? O, komm nach Schloß Ridders, Geliebte, meine Eltern werden Dir mit Vater- und Mutterliebe entgegentreten, und ich will Dich an meiner Seite die Heimat der Kindheit vergessen lehren."

„Nicht heute, nicht jetzt, mein Harald," lautete ihr Entscheid, „solch ein Entschluß muß reifen, ehe er zur That wird; eine That, die über zwei Menschenleben entscheidet, darf nicht die Frucht eines Augenblicks sein."

„Die Liebe wägt und denkt nicht lange, komm nach Schloß Ridders, Geliebte, bald wird auch Dein Vater dort sein, er wird die Einsamkeit am Meeresstrand ohne sein einziges Kind nicht ertragen, bald wird er kommen und sich am Glück seiner Kinder erfreuen."

„Glaube das nicht, Harald, eine heimliche Flucht verzeiht er mir nie, mit diesem Schritt habe ich mir das Vaterhaus für immer verschlossen. Laß mir Zeit, Geliebter, nicht von hier aus kann ich mit Dir fliehen, ich muß einmal noch zur Heimat, muß des Meeres Stimme hören, die mir den rechten Weg weisen soll. Fesselt's mich dort mit unzerreißbaren Banden, so bleibe ich bei dem Vater, wo die Kindespflicht mich bleiben heißt; ist die Liebe zu Dir stark genug, die Fessel der Pflicht zu zerreißen, so komme ich nach Schloß Ridders."

„Versprichst Du mir das mit einem heiligen Eide, Geliebte?"

„Ich schwör's bei unserer Liebe."

So trennten sich Harald und Hertha.

2.

Wellenrauschen, Meeresbranden. Das ist das urewige Lied, das seit Jahrtausenden um Schwedens Küsten ertönt. Wellenrauschen, Meeresbranden, das ist das Wiegenlied der Holms, die sich ihr Schloß am Meeresstrand erbaut haben, das ist das Totenlied, das die Natur den Gestorbenen singt.

Von einer Düne geschützt, ragt das alte Schloß an Schwedens Ostküste empor, kein Fels, an dem sich die Wogen brechen, erhebt sich hier, es ist flacher, sandiger Strand, der sich längs dem Meere hinzieht. Derselbe ist breit genug, die Düne hoch genug, um das Schloß zur Herbst- und Winterszeit vor dem brausenden, schäumenden Meere zu schützen. Hinter dem uralten Gebäude erhebt sich der Wald, aber nicht hochgewachsene, breitästige Laubholzstämme sind es, die der Deutsche mit diesem poesie- und zaubervollen Namen nennt, nein, dem sandigen Erdreich entsprießen nur niedere, schmalästige Kiefern und Fichten, unter denen keine Träume von Waldeszauber, Waldesfrieden in der Seele des Nordländers erwachen.

Jubelnd war Hertha vor einigen Monaten der neuen Welt entgegengeeilt, in die Tante Ida sie geführt; o, hätte sie in der Stunde des Abschieds von der Heimat geahnt, was ihrer in der neuen Welt wartete. Sie war wieder daheim, aber ein furchtbarer Zwiespalt störte von da ab den Frieden ihrer Kinderseele. Die Liebe zu dem einzigen Manne war in das Herz der Nordtochter eingezogen, und von diesem einzigen Manne trennte sie der Wille des Vaters. Hatte sie das Recht zu fragen, ob er im Recht war, wenn er verjährte Vorurteile über das Glück seiner Tochter stellte? Die Pflicht fesselte sie mit eisernen Banden an das Schloß am Meeresstrand, und sie wollte die Fesseln tragen bis zum letzten Atemzug, denn Alexander Holm konnte nicht vergeben, sie wußte es. In der Heimat glaubte sie vergessen zu können, das Meer, es sollte ihr das Hohelied der Pflicht und Dankbarkeit rauschen, und es rauschte ihr das Hohelied der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Der gute Rat.

Humoreske von Paul Bliß. (Nachdruck verboten.)

Als das Hochzeitsdiner beendet war und die Gäste in den traulichen Räumen plaudernd und scherzend herumsaßen, trat Frau Charlotte zu der jungen Frau heran, legte ihren Arm in den ihrer jüngeren Freundin, und entführte sie dem jungen Ehegatten.

„Was thust Du denn so geheimnisvoll?" fragte scherzend die glückstrahlende kleine Person, die seit fünf Stunden erst mit „junge Frau" angeredet wurde. „Uebrigens habe ich gar nicht mehr viel Zeit, denn Du weißt ja, wir wollen noch den Nachtzug über München benützen."

Frau Charlotte nickte zustimmend. „Weiß ich alles, liebe Gusti, und eben vor Deiner Abreise will ich Dir noch einige notwendige Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg geben."

Sie befanden sich in einem kleinen, ganz versteckt gelegenen Kabinett, das durch große Vorhänge von den Nebenräumen getrennt und nur durch eine mattrosa Ampel erhellt war.

Gusti ließ sich in einen der Fauteuils fallen und rief mit übermütigem Lachen: „Also, dann schieße los!"

„St, ruhig doch!" beschwichtigte sie die andere, „was ich Dir zu sagen habe, ist nur für Dich allein bestimmt."

Neugierig rückte die junge Frau heran und legte das schmale Händchen an die rosige, kleine Ohrmuschel.

„Wenn Du in der Ehe glücklich leben willst, so rate ich Dir, Deinen Mann gleich vom ersten Tage an Dir zu erziehen," sagte Frau Charlotte.

Gusti lachte nun von neuem. „Du bist drollig, Charlotte. Warum sollten wir denn nicht glücklich leben? Mein Mann liebt mich doch!"

Die Freundin nickte verständnisvoll: „Und eben weil er Dich liebt, ist er um so leichter zu erziehen. Den guten Augenblick auszunützen, ist echte Lebenskunst. Noch liebt er Dich, darum gewöhne ihn jetzt daran, daß er Dir auch einen Willen und Rechte zuerkennt; ob dazu später noch Zeit und Gelegenheit sein wird, das kann man nie wissen, denn alle Männer sind leichte Falter."

Die junge Frau, die vor ihrer älteren und verheirateten Freundin doch einigen Respekt hatte, sah ziemlich zaghaft drein, bis sie sich endlich zu der Frage entschloß: „Ja, wie soll ich denn das aber anfangen?"

Frau Charlotte dachte nach, dann fragte sie: „Hat Dein Mann irgend eine Angewohnheit, von der er glaubt, nicht lassen zu können?"

Nach einigem Besinnen entgegnete Gusti: „Ich glaube, seine einzige Leidenschaft ist das Rauchen."

„Gut, so gewöhne ihm das ab."

„Das Rauchen soll ich ihm abgewöhnen?" Entsetzt starrte sie die Freundin an.

„Wenn Du Dir ein Wort in der Ehe sichern willst, dann thu, was ich Dir gesagt habe. Gerade die Hochzeitsreise giebt Dir die beste Gelegenheit. Uebrigens habe ich meinem Mann das Rauchen auch abgewöhnt. Ich habe ihm gesagt, daß mein Hals darunter leide. Das hat geholfen. Er rührt keine Cigarre mehr an. Also nur ein wenig Energie, aber gleich von Anfang an, dann wird sich die Sache schon machen."

Frau Gusti nickte zwar dazu, innerlich aber wurde sie von Angst und Zweifeln geplagt, weil sie sich noch gar nicht in dieser Situation zurecht finden konnte.

Eine Stunde später fuhr das junge Ehepaar zur Bahn.

„Ach Rudolf, laß uns ein Nichtrauchercoupé nehmen," bat die junge Frau, eingedenk des guten Rats der Freundin.



Die Neugierigen. Nach dem Gemälde von E. von Blaas. (Mit Text.)

„Selbstverständlich, Schatz!" lächelte er sie verständnisinnig an und die Fahrt wurde in einem Nichtrauchercoupé zurückgelegt.

Am anderen Morgen kamen sie in München an. Als sie im Hotel den Kaffee einnahmen, wollte Rudolf sich eine Cigarrette anbrennen.

„Ach, bitte, Herz, laß das Rauchen," bat sie, „ich habe eine leichte Halsentzündung."

„Aber natürlich, mein Liebling!" rief er und warf die Cigarrette in den Kamin.

Mit dankbarem Blick sah sie ihn an. O, es war kein Zweifel, er liebte sie mehr als seine Angewohnheiten!

Dann machte er einen Ausgang, um ein paar Einkäufe zu machen, während sie inzwischen ein wenig ruhen sollte.

Als er wiederkam und sie mit einem Kusse weckte, sah sie ihn mit bittendem Blick an. „Du hast ja doch geraucht, Rudolf!"

„Aber ich war ja draußen, mein Herz!" meinte er verwundert.

„Ich mag aber diesen häßlichen Geschmack nicht; wenn Du mich küssen willst, darfst Du vorher nicht rauchen, nein, Rudolf!" bat sie leise.

Lächelnd versprach er auch dies, küßte sie aber trotzdem wieder.

Nach Tisch bekam er einen Eilbrief. Erstaunt las er ihn durch, lächelte dann und steckte ihn ein. „Vom Geschäft", sagte er nur, als sie ihn fragend ansah. „Eine gute Nachricht," meinte er dann so obenhin.

Abends führte er sein Frauchen durch München. Als sie im Café Luitpold saßen, rauchte er sich eine lange Upmann an.

Die junge Frau begann zu husten und sah ihren Mann mit bittendem Blicke an, sagen konnte sie nichts.

„Hier kann Dich mein Rauch doch nicht stören, Schatz," lächelte er überlegen, „hier raucht ja fast jeder Gast." Dabei blies er mächtige blaue Dampfwolken in die Luft.

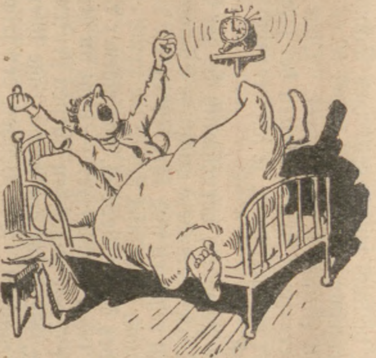
Sie konnte nichts darauf erwidern. Aber Ihre Laune war jetzt verdorben. Sie dachte an den guten Rat der erfahrenen Freundin und so begann sie zu schmollen.

Als sie sich bald darauf zur Ruhe begaben, küßte er sie nicht und entschuldigte sich damit, daß er ja ziemlich stark geraucht habe und ihr den Geschmack nicht wieder verderben wolle. Da weinte sie heimlich.

Am anderen Tage fuhren sie weiter. Jetzt wählte er ein Rauch-

Der talentvolle Offiziersbursche.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Um vier Uhr morgens muß der Klaus,
Der Bursche des Herrn Oberst, 'raus.



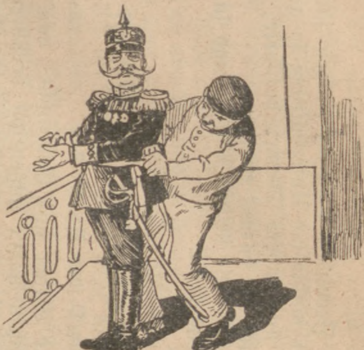
Schon harrt der Stiefel lange Reih',
Daß sie um fünf Uhr fertig sei.



Um sechs Uhr muß er Kaffee machen
Und andere dergleichen Sachen.



Um sieben weckt er seinen Herrn,
Denn der verschläft den Dienst nicht gern.



Um acht Uhr rückt der Oberst aus,
Für Propretät sorgt unser Klaus.



Um neun muß er vor allen Dingen
Die Kinder nach der Schule bringen.



Um zehn wird das Parkett gebohnt,
Denn anders ist er's nicht gewohnt.



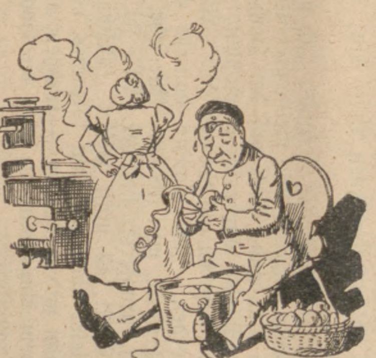
Um elf Uhr aber klopft der Klaus
Die Kleider der Familie aus.



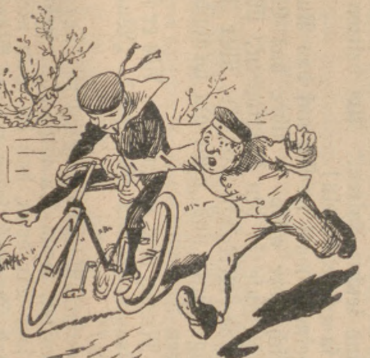
Das ält'ste Fräulein malt Pastell,
Um zwölf Uhr steht er ihr Modell.



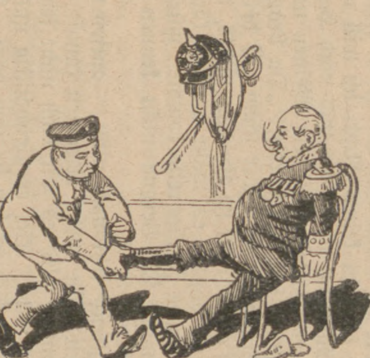
Um ein Uhr kauft die Köchin ein,
Da muß der Klaus zu Diensten sein.



Um zwei Uhr muß er sehr sich quälen,
Um die Kartoffeln abzuschälen.



Um drei Uhr nimmt der ält'ste Sohn
Des Oberst eine Fahrlektion.



Der Oberst kommt um vier nach Haus,
Die Abrüstung besorgt der Klaus.



Um fünf wird das Diner serviert,
Wozu er sehr qualifiziert.



Um sechs muß er in die Kaserne,
Daß er die Griffe nicht verlerne.

(Schluß auf letzter Seite.)

coupé mit der allerdings zutreffenden Entschuldigung, daß kein anderer Platz mehr frei wäre.

„Aber warum hast Du denn nicht wieder eins reservieren lassen?" schmollte sie.

Und lachend entgegnete er; „Ich habe es vergessen, mein Kind."

Sie schwieg. Innerlich aber durchrüttelte sie ein Sturm der Empörung. Er nannte sie so obenhin „mein Kind" und hatte vergessen, was sie wünschte — — o, warte nur, mein Herr Gemahl, jetzt sollst Du erst das „Kind" kennen lernen! Und heimlich überdachte sie nun ihren Feldzugsplan.

Die Reise über den Brenner verging ihnen ziemlich eintönig. Er rauchte fast unausgesetzt, und als sie konsequent durch das Fenster auf das schnellwechselnde Landschaftsbild sah, entschloß er sich schließlich, mit zwei anderen Damen, die ihm gegenüber saßen, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Sie kochte vor Wut, aber dennoch schwieg sie, um sich keine Blöße zu geben.

Nachts endlich kamen sie in Verona an.

Und wieder bekam sie keinen Gute-Nacht-Kuß. Diesmal aber entschuldigte er sich gar nicht erst, sondern schlief nach einigen gleichgültigen Worten ein. Sie aber preßte das heiße Gesicht ins Kissen, um ihr Schluchzen nicht laut werden zu lassen.

Der nächste Tag war ein echter italienischer Frühlingstag. Blauer Himmel, warmer Wind, ein Meer von bunten Blumen und lachende, fröhliche Menschen, wohin man nur sehen mochte.

Vom Fenster ihres Hotels sahen sie auf das lebhafte Treiben der Piazza d'Erbe, ein Bild so bunten echt italienischen Lebens, wie man es zum zweitenmal nur in Neapel so interessant wiederfindet. Gleich nach dem Frühstück zündete er sich eine Cigarre an und schaute zum Fenster hinaus.

„Wollen wir gleich unsere Rundfahrt beginnen, mein Schatz?"

„Ich gehe überhaupt nicht fort," sagte sie kurz. „Ich fühle mich nicht wohl."

„So hole ich einen Arzt!" rief er besorgt.

„Nein, ich will keinen Arzt, ich will nur Ruhe haben — am liebsten möchte ich umkehren und nach Hause fahren," entgegnete sie mit einer Stimme, die dem Weinen nahe war.

Ganz ruhig sagte er darauf: „Du brauchst nur zu bestimmen; in einer Stunde können wir schon auf der Rückfahrt sein."

Darauf antwortete sie aber gar nichts, denn sie dachte mit Entsetzen daran, daß er es wahr machen könnte und daß sie so um die langersehnte Italienreise kommen würde.

„Also willst Du Verona nicht kennen lernen?" fragte er sie noch einmal.

„Wenigstens jetzt noch nicht," antwortete sie gereizt, „wenn Du die Zeit nicht mehr erwarten kannst, dann geh' doch allein, an Amusement wird es Dir doch nicht fehlen."

„Gewiß nicht!" rief er gleichmütig und ging wirklich fort.

Starr vor Schreck sah sie ihm nach. Das hatte sie denn doch nicht erwartet. O, wie recht hatte Charlotte doch gehabt! „Alle Männer sind leichte Falter!" Am dritten Tage ihrer Ehe wagte er es, sie so zu behandeln!

Und weinend warf sie sich auf das Ruhebett und ärgerte sich nun plötzlich über alles — über das Lärmen der Marktleute, über das Gelaufe in den Korridoren, über das immerwährende Anschlagen der elektrischen Glocke, über ihren Mann, über ihren eigenen Eigensinn, und nicht am wenigsten über den guten Rat ihrer älteren Freundin.

Gegen Mittag kam er zurück. Als er sie so in Thränen liegend vorfand, fragte er voll Besorgnis: „Was fehlt Dir denn nur, liebes Herz?"

Ganz aufgelöst in Schluchzen rief sie: „Warum hast Du mich denn geheiratet, wenn Du mich nicht liebst?"

„Wer sagt Dir denn, daß ich Dich nicht liebe?"

„Würdest Du sonst jeden meiner Wünsche so mißachten?"

Darauf antwortete er nichts, sondern griff nur in die Brusttasche und reichte ihr jenen Brief hin, den er in München erhalten hatte.

Und sie las: „Lieber Freund! Ich bin soeben, ohne es zu wollen, Zeuge gewesen, wie meine getreue Charlotte Deiner Gusti den guten Rat gab, Dich auf der Hochzeitsreise zu „erziehen". Als erstes Mittel wurde ihr empfohlen, Dir das Rauchen abzugewöhnen. Also sei auf Deiner Hut. Auch ich bin einst so „erzogen" worden. Ich glaubte damals an die Halsentzündung meiner Charlotte, nun ich aber klar sehe, bin ich von morgen ab wieder ein enragierter Raucher. Also sei auch Du ein Mann . . ."

Frau Gusti las nicht weiter. Beschämt sah sie ihren Mann an, als dieser aber nun laut loslachte, da lief sie in seine Arme, umfaßte ihn und küßte ihn — trotzdem er nach Tabak roch.

Von dem Augenblick an ging die Hochzeitsreise ohne weitere Störung von statten.

* * *

Als das junge Ehepaar im Hochsommer ein Seebad aufsuchte, traf man auch Frau Charlotte mit Gatten, der erhobenen Hauptes seine Cigarre rauchte.

Gusti wollte mit der Freundin über die Folgen ihres guten Rats sprechen, diese aber wußte die Unterhaltung so geschickt zu drehen, daß man immer nur andere Themen berührte, bis Frau Gusti dies merkte und lächelnd darauf einging.

Am Strande aber standen die beiden Männer und lachten und — rauchten, was das Zeug hielt.

Das Schnapstrinken im Osten.

Von O. von Briesen. (Nachdr. verb.)

Jedes Land hat seine Sitten und Gebräuche, von denen so manche den Menschen höchst angenehm berühren, andere dagegen wohl geeignet sind, die ganz entgegengesetzten Gefühle wach zu rufen. Wem es vergönnt war, die äußersten Grenzdistrikte der vier östlichen preußischen Provinzen und das dortige Leben auf dem Lande kennen zu lernen, dem werden zum Teil doch Zustände vor Augen geführt, die mit dem „Menschenwürdigen" in krassestem Widerspruche stehen.

Eine der auffallendsten, zugleich aber am wenigsten ansprechenden Erscheinungen ist der ausgebreitete, und es läßt sich mit Recht die Behauptung aufstellen, sehr übertriebene Schnapsgenuß. Die Landbevölkerung in den östlichen Grenzmarken, soweit sie dem Arbeiterstande angehört, führt im allgemeinen ein recht bescheidenes, um nicht zu sagen dürftiges Leben, und es scheint fast, als ob der leidige Fusel deshalb sich solcher Verehrung erfreut, weil er das einzige erreichbare Mittel bildet, den Menschen das irdische Jammerthal, für Augenblicke wenigstens, vergessen zu lassen.

Es giebt ja noch andere Gegenden des deutschen Reiches, in denen die Leutchen durchaus nicht den Mäßigkeitsaposteln zuzuzählen sind, z. B. Bayern mit seinen Bier-, der Rhein mit seinen Wein-Freunden, aber die Wirkungen von Rebenblut und Gerstensaft stellen sich nicht entfernt so demoralisierend dar, als dies mit dem der Kartoffel entnommenen Alkoholextrakt der Fall ist.

Bekanntlich tritt im östlichen Preußen der Großgrundbesitz sehr in den Vordergrund, wofür die zahlreichen Güter jener Gebiete den Beweis liefern. Auf sehr vielen der umfangreicheren Besitzungen befinden sich Brennereien; der gewonnene Spiritus bildet meist eine recht ergiebige Einnahmequelle, außerdem spielt aber die Schlempe zur Fütterung, namentlich zu Mastzwecken, eine nicht unwesentliche Rolle.

Der Brennerei-Betrieb bildet für manchen Gutsbesitzer, dessen Ländereien sich hauptsächlich zum Kartoffelbau eignen, gleichsam eine Lebensbedingung, denn dadurch wird ihm Gelegenheit geboten, die geerntete Frucht am besten zu verwerten. Andererseits aber steht es wohl zweifellos fest, daß das Vorhandensein der vielen Brennereien bei dem Volke das Verlangen nach Branntwein befördert. Es verhält sich in dieser Beziehung ähnlich wie beim Diebe, den Gelegenheit zum Spitzbuben gemacht hat. Das Volk lebt inmitten all' der Schnapsfabrikationsstätten und da liegt es auf der Hand, daß man einer solchen Verführung gegenüber sich nicht ablehnend verhält. Ausschlaggebend ist vor allem der Umstand, daß der „Fusel" so ungemein billig ist — da mögen stärkere Charaktere als unsere Grenzbewohnerschaft sie im allgemeinen aufzuweisen hat, der Versuchung widerstehen!

Der östliche ländliche Arbeiter, auch Taglöhner oder Instmann genannt, ist natürlich verheiratet und hat gewöhnlich eine ansehnliche Nachkommenschaft. Nur beschränkt sind die Unterkunftsräume, die eine Familie einnimmt und es sieht einem Kunststück ähnlich, alle Glieder derselben, die mitunter bis zehn, auch zwölf Köpfe stark ist, in zwei Zimmern zu plazieren.

Anstatt des ersten Frühstücks, welches meist aus einer Suppe besteht — Kaffee ist in jenen Kreisen noch fast unbekannt, — gießt das Haupt der Familie vielfach seinen gehörigen Schnaps hinter die Binde und diese Prozedur widerholt sich bei jeder Mahlzeit, namentlich beim zweiten Frühstück und Vesper. Ohne Schnapsflasche wird man einen derartigen Arbeiter selten bei seinem Werke sehen, die um so häufiger entkorkt wird, je schwerer und andauernder geschafft werden muß.

In den Hauptarbeits-Perioden, vornehmlich in der Ernte, bewilligen die Besitzer den Leuten besonders reichliche Schnapsrationen, um sie bei guter Laune zu erhalten und ihre Thätigkeit zu steigern.

Wie tief diese Sucht nach dem Fusel sich in die Leute eingefressen hat, dafür spricht folgendes kleine Beispiel, das eigener Anschauung entstammt: „Auf einem Gute in Masuren — dicht an der russischen Grenze — wurden in der Ernte außer den eigenen Leuten auch noch fremde Mäher engagiert, die schon am ersten Tage über den niedrigen Lohn zu klagen begannen. Der Besitzer, der seine Pappenheimer kannte, stellte ihnen bei einer Besprechung die Wahl, täg-

lich zehn Pfennig Zulage oder einmal einen Schnaps mehr zu nehmen. Die ganze Gesellschaft entschied sich ohne Besinnen für das Glas Fusel, obgleich dasselbe kaum den dritten Teil des Wertes des gebotenen Geldes ausmachte."

Erklärlich ist dies Hinneigen zum Trinken übrigens schon aus folgendem Grund: Jedermann weiß, daß Säuglinge durch Geschrei und sonstige Untugenden die Zeit der Mutter oft sehr in Anspruch nehmen. Viele Mütter können sich ja eingehender mit den kleinen Schreihälsen abgeben und sie beruhigen. Die Arbeiterfrau in jenen Gegenden aber muß selbst, nicht allein in ihrer Wirtschaft, sondern auch auf dem Felde, tüchtig mitschaffen und da entledigt sie sich der Last, die ihr ein unruhiges Kind aufbürden würde, in äußerst einfacher Manier. Sie taucht den Lutschpfropfen ein wenig in Branntwein, steckt ihn dem Kleinen in das Mäulchen und siehe da — in kürzester Frist schläft selbiges sanft ein und stört die vorsorgliche Mutter stundenlang nicht in ihrem Thun und Treiben.

Den Geschmack des Fusels lernen also die östlichen Landkinder häufig schon in der zartesten Jugend kennen, die eigentliche Wertschätzung aber kommt später.

Begiebt sich der Landmann mal nach der nächsten Stadt, so ist sein erster Gang in die Destillation und dort trifft man ihn auch, bevor er den Heimweg antritt, der gewöhnlich im Zickzack zurückgelegt wird.

Man sollte meinen, daß der fortwährende Genuß von Kartoffelfusel auf die Körperkonstitution des Menschen schädlich einwirken müßte; dies ist anscheinend jedoch nicht der Fall — das Grenzvolk, wenn auch nicht groß von Natur, zeichnet sich durch Untersetztheit, sowie kräftige Muskeln und Sehnen aus. Jedenfalls aber würden sich die körperlichen Verhältnisse noch günstiger gestalten, wenn man dem Schnaps nicht in so ausgedehntem Maße huldigte.

In den erwähnten Gebieten finden sich Striche vor, in denen übrigens das Trinken nicht ausschließlich vom männlichen Geschlecht besorgt wird, die treue Gattin sucht den Mann nach dieser Richtung hin redlich zu unterstützen. Wenn die Frau in der Häuslichkeit und bei der Arbeit schon aus finanziellen Gründen nicht so häufig einen „Schluck" nehmen kann, wie das Haupt der Familie, so revanchiert sie sich dafür an einem bestimmten Tage und sucht das Versäumte nach Möglichkeit nachzuholen.

In den kleinen Städten ist gewöhnlich einmal in der Woche Markt, welchen die Bewohner der Umgegend mit allerhand landwirtschaftlichen Produkten besuchen. Vornehmlich sind es die Weiber, die sich diesem Handelsgeschäft unterziehen, und sie thun es gern, denn sie wissen, daß sich aus dem Erlöse ihrer Waren so viel erübrigen läßt, um die mitgeführte stattliche „Buddel" bis an den Rand mit dem geliebten Fusel füllen zu lassen.

Nachmittags verlassen die Marktbesucherinnen gewöhnlich dorfschaftsweise die Stadt, um sich unterwegs gemeinsam ein mehr oder minder starkes Räuschchen anzunippen. Nicht selten ereignet es sich dann, daß die Beine dieser oder jener Schönen den Dienst versagen, und wird dann der Chausseegraben als passender Platz ausersehen, um sich von den Marktstrapazen gebührend zu erholen. Auf diese Weise liefert die Landstraße mitunter eine originelle, keineswegs aber ansprechende Scenerie, in der das ewig Weibliche in recht ungünstiger Beleuchtung erscheint.

Der Bevölkerung jener Gebietsteile die Leidenschaft für den Schnaps abzugewöhnen oder wenigstens erheblich zu beschränken, wäre sicherlich ein sehr verdienstvolles Werk, das sich nur äußerst schwer durchführen lassen dürfte. Vor allem müßte der Staat, dem doch unzweifelhaft daran gelegen sein muß, ein nicht demoralisiertes, nüchternes Volk innerhalb seiner Grenzen zu beherbergen, auf Mittel und Wege sinnen, hier Abhilfe zu schaffen.

Wenn sich mehr Brauereien aufthäten, die ein leichtes und recht billiges Bier herstellten, so würde dadurch vielleicht schon der Schnapsgenuß etwas eingedämmt werden. Auch sollten die Besitzer ihren Leuten, namentlich in der heißen Zeit während der Ernte keine Schnapsrationen, sondern leichtes Bier, „Schamper", wie es an manchen Plätzen schon geschieht, verabfolgen — das Verlangen nach dem „Rachenputzer" verlöre sich voraussichtlich mehr und mehr.

Der Besitzer vermag in jenen Gegenden noch viel bei seinen Arbeitern — tritt er ihnen nicht blos als Herr und Gebieter, sondern auch als Mensch gegenüber, redet ihnen der Trunkneigung wegen ins Gewissen und belehrt sie über die etwaigen traurigen Folgen dieses Lasters, so werden entschieden viele sich zugänglich erweisen und dem bösen Drange zu widerstehen suchen. Ist in solchen Bestrebungen erst ein Anfang gemacht worden, und wird konsequent damit fortgefahren, so wird mit der Zeit der günstige Erfolg nicht ausbleiben. Daß die aus den Landesteilen stammenden Menschen sehr gut den Fusel entbehren und dessen Genuß auf ein sehr geringes Quantum beschränken können, lehrt ein Blick auf die Regimenter, die ihren Ersatz von dort erhalten — der Schnapsverbrauch ist ein durchaus mäßiger zu nennen. In der Armee tragen freilich die Disziplin und der knappe Geldbeutel viel dazu bei, die Trinkpassion zu dämpfen; dies sind jedoch keineswegs die einzigen Faktoren, die dabei ins Gewicht fallen. Angemessene Belehrungen, der Hinblick auf die aus anderen Gegenden stammenden Kameraden haben einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf diejenigen, die aus Landen kommen, in denen der „Fusel" sozusagen für das einzige Mittel angesehen wird, den Durst zu stillen!

Ans tote Mütterlein.

Mein Mütterlein tot, ach mein Mütterlein tot,
O Himmel, was soll ich beginnen.
Wie schnell mir auch sonst stets die Woche verfloß,
Heut' will mir der Tag nicht verrinnen.

Bei dir konnt ich immer mit kindlichem Sinn
Des Schicksals Tücken verklagen, —
Und jetzt, ach wer spricht mir von Hoffnung und Trost,
— Dich hat man zu Grabe getragen.

Du hast mich verlassen, ich fühl mich allein,
So ganz mutterseelenalleine. —
Dein Lehnstuhl, er steht noch am trauten Kamin,
Doch leer! — und ich weine, ich weine.

Karl Landrock.



Das Robert Schumann-Denkmal in Zwickau. In Zwickau fand am 8. Juni die feierliche Enthüllung des Robert-Schumann-Denkmals (modelliert von dem Leipziger Bildhauer Joh. Hartmann, in Bronze ausgeführt von der Firma Pirner & Franz in Dresden) unter lebhafter Beteiligung der Bevölkerung statt. Nach dem Festzug, in dem die Nachkommen Schumanns am meisten Interesse erregten, folgte die Enthüllung des Denkmals, sowie eine von hundert Musikern und einigen hundert Sängern veranstalteten Musikaufführung. Eine große Zahl von Kränzen wurde am Denkmal niedergelegt. In den Festkonzerten kamen unter anderem Schumanns „Das Paradies und die Peri", sowie eine von Prof. C. Reinecke komponierte Festhymne zur Aufführung.

Die Neugierigen. Unter den so verschieden gearteten Töchtern Italiens stehen die Venetianerinnen in dem Rufe, besonders neugierig zu sein. Ob mit Recht oder Unrecht — wer möchte das entscheiden? Gegen die Römerin, die sich schon in jungen Jahren durch eine gewisse Körperfülle und infolgedessen auch durch das damit zusammenhängende Phlegma auszeichnet, kann man den Vorwurf allzugroßer Neugier freilich nicht erheben, und bei der Neapolitanerin fällt die Veranlassung zur Ausbildung einer solchen Untugend schon deshalb fort, weil sich am blauen Golf das Leben so öffentlich abspielt, daß man tagein, tagaus von früh bis spät den lieben Nächsten vor Augen hat und von seinem Thun und Lassen Kenntnis nehmen muß, ob man nun wollen möge oder nicht. Anders in Venedig. Die unzähligen Höfchen, Winkelchen und Sackgäßchen bilden jedes eine Welt für sich, aber eine Welt, die so klein ist, daß sie die Gedanken der darin Wohnenden nicht voll ausfüllt, so daß die guten Leutchen geradezu gezwungen sind, einen Teil ihres liebevollen Interesses auch der näheren und weiteren Nachbarschaft zuzuwenden. Und da man doch zu viel Taktgefühl besitzt, um sich und seine warme Teilnahme den Nachbarn aufzudrängen, so ist man wiederum gezwungen, sich auf eine möglichst diskrete Weise über ihr Befinden und ihre Thätigkeit zu unterrichten. Und dazu giebt es, wenn man vom Gegenstande seines Interesses durch eine hohe Mauer getrennt ist, kein anderes Hilfsmittel als eine Leiter. Wir sehen also, daß die dralle Blondine auf E. von Blaas' Bild einfach unter dem Zwange der Notwendigkeit handelt. Wer möchte da ihr und ihrer hübschen Gefährtin noch einen Vorwurf machen?



Vergaloppiert. General (zur Dame, die allgemein als schlechte Tänzerin bekannt ist): „Warten Sie 'mal, meine Gnädige, wenn die Leutnants nicht mit Ihnen tanzen wollen, werde ich sie dazu kommandieren!" — „Ach, Excellenz, thun Sie das nicht!" — General: „Bitte — Strafe muß sein!"

Darum auch. Dame: „Glauben Sie nicht, daß auf dem Hute zu viel Blumen sind?" — Verkäuferin: „Im Gegenteil; Sie erscheinen dadurch um fünf Jahre jünger!" — Dame: „So? Dann bitte, machen Sie noch ein paar darauf."

Billige Besorgnis. Reisender (im Stationsrestaurant): „He, Kellner — das Beefsteak ist ja so klein!" — Kellner: „Jawohl, wenn Sie mehr essen, versäumen Sie den Zug!"

Kaiser und Flötenspieler. Kaiser Leopold I. von Deutschland (1658 bis 1705) hatte zum Flötenspielen ein besonderes Talent. — „Ewig schade," sagte einmal sein Kapellmeister, „daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind." — „Laß Er es nur gut sein," antwortete lachend der Kaiser, „wir stehen uns halter so besser."

Guter Tausch. Ein sehr thätiger Fürst bemerkte mit Mißvergnügen, daß seine kostbare Taschenuhr oft unrichtig ging, während ihm der Page nach seiner schlechten silbernen Uhr immer die richtige Zeit angeben konnte. Endlich bot er dem Pagen einen Tausch an, den dieser auch herzensfroh einging. Aber schon am ersten Tage bemerkte der Fürst, daß die eingetauschte Uhr noch

schlechter ging und fragte den Pagen um diese unbegreifliche Veränderung. — „Euer Durchlaucht müssen es nur so machen wie ich," versetzte jener, „ich habe sie alle Stunden genau nach der Turmuhr gerichtet." N.

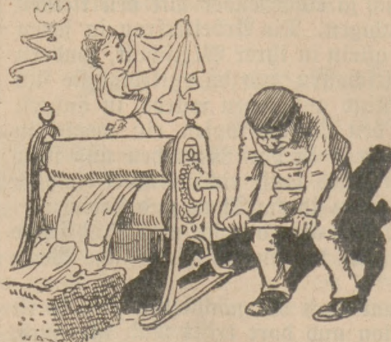
Ich schaffe Platz für meinen Kopf. Als der Zar Peter I. im Jahre 1698 sein furchtbares Strafgericht über die aufständischen Strelitzen hielt, wobei er häufig selbst den Scharfrichter abgab, war der Henkerblock bisweilen mit abgeschlagenen Köpfen völlig bedeckt. Eines Tages räumte ein Strelitze, der eben an die Reihe kommen sollte, kaltblütig die gefallenen Häupter seiner Vorgänger hinweg. Schnell trat der anwesende Zar hinzu und fragte verwundert den Soldaten: „Was thust Du da?" — „Ich schaffe Platz für meinen Kopf!" war die ruhige Antwort. Diese kalte Todesverachtung flößte dem Selbstherrscher so hohe Bewunderung ein, daß er dem Aufrührer das Leben und die Freiheit schenkte. Der Name des Begnadigten war Orloff. Dieser Gnadenakt Peters I. sollte aber dem Zaren Peter III. verhängnisvoll werden; denn ein Enkel jenes Orloff, der riesenstarke Alexei Orloff, war es, der den unglücklichen Gemahl Katharinas von Anhalt-Zerbst am 17. Juli 1762 erdrosselte, um die große Zarin auf den Thron zu heben.

Der Ring der Königin. Als im Jahre 1596 der Graf Essex, der Günstling der Königin Elisabeth von England, Cadix erobert hatte und nach London zurückgekehrt war, schenkte ihm die Königin einen Ring mit dem Versprechen, daß, was er auch gegen sie begehen möchte, wie groß auch die Beschuldigungen gegen ihn sein möchten, er nur diesen Ring ihr zu senden brauche, um gewiß zu sein, daß sie seine Rechtfertigung anhören werde. — Wegen Hochverrats wurde Graf Essex im Jahre 1601 zum Tode verurteilt. Als er im Tower saß, erinnerte er sich des Versprechens der Königin und gab den Ring der Gräfin Nottingham, um ihn der Königin zu bringen. Allein der Gemahl der Gräfin, ein Todfeind Essex's, bestimmte sie, den Ring nicht abzugeben. Die Königin schwankte lange, ehe sie das Todesurteil ihres Günstlings unterzeichnete. Immer noch hoffte sie, er werde ihre Gnade anflehen; allein vergebens. So gab sie endlich den Befehl zu seiner Hinrichtung, die am 25. Februar 1601 durch das Beil im Tower, dem Wunsche des Verurteilten gemäß erfolgte. So fiel dieser Mann, der mit vielen vorzüglichen Eigenschaften ausgerüstet, tapfer, beredt, geistreich, gewandt, edelmütig und sehr offen war, als ein Opfer des Hasses und Neides im 34. Jahre seines Lebens. Stj.

Der talentvolle Offiziersbursche. (Schluß.)



Um sieben bringt er einen Strauß
Der Generalin in das Haus.



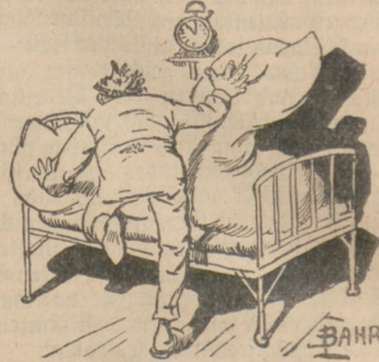
Um acht Uhr aber sollen
Die Mägde mit ihm Wäsche rollen.



Um neun Uhr aus der Brauerei
Holt er das kühle Bier herbei.



Um zehn die Gnädige noch hat er
Zu holen aus dem Hoftheater.



Um elf Uhr ruht der brave Klaus
Vom „rauhen Kriegerhandwerk" aus.



Erdbeeren in Zucker. Zu einem Pfund Erdbeeren läutert man 1 Pfund Zucker, läßt die Erdbeeren kurz darin kochen, nimmt sie mit einem Schaumlöffel heraus, läßt den Saft dicklich werden, giebt die Erdbeeren noch einmal hinein, bis sie heiß sind, und füllt sie in die gut ausgetrockneten Flaschen.

Vertilgung der Ohrwürmer. Sehr lästige Sommergäste am Bienenstand sind die Ohrwürmer. Sie nisten sich oft massenhaft in allen Ecken und Fugen der Bienenstöcke ein. Da sie die Dunkelheit lieben und nur dunklen Schlupfwinkeln zugehen, lassen sie sich auf folgende Weise leicht fangen und dann beseitigen: „Man stellt im Bienenhause einige lose verschlossene kleine Kistchen oder alte Schuhe auf, oder legt zusammengefaltete Tücher hin, in die sich die Ohrwürmer während der Nacht massenhaft verkriechen.

Erhöhung der Dauerhaftigkeit der Dachpappe. Die Dachpappe in der bisherigen Zubereitung hat mancherlei Uebelstände und ist insbesondere von zu geringer Dauerhaftigkeit, der Anstrich mit Theer muß öfters erneuert werden. Diese Nachteile werden um ein bedeutendes verringert, wenn man dem Theer zur Hälfte gelöschten Kalk zusetzt, das Ganze gut vermengt und die aufgenagelte Pappe damit bestreicht. Die dadurch erzielten Vorzüge sind: Geruchlosigkeit des Anstriches, da der Kalk den Theer sofort bindet; der Anstrich läuft nicht ab, selbst wenn die Hitze sehr groß ist; es bildet sich ein glasartiger Ueberzug, der zäh und wasserdicht ist; die schwarze Theerfarbe wird durch den Kalk abgetönt, infolgedessen wird die Hitze unter der Dachpappe weniger drückend; der Anstrich wird überhaupt haltbarer, so daß auch die billigste Pappe, sowie eine dünne Bretterwand verwendet werden kann.

Das Bedecken der Schnittwunden beim Ausputzen der Obstbäume. Alle durch Baumsäge und Baumschere dem Obstbaume zugefügten Schnittwunden sind mit einem starken, mit einer möglichst krumm gebogenen und scharf geschliffenen Klinge versehenen Gartenmesser nachzuglätten und mit einem Deckmittel zu verstreichen. Erfolgt das Verstreichen frischer Baumwunden nicht, so tötet im Winter stärkerer Frost das durch die Wunde bloßgelegte Holz. Dadurch wird das Holz unter der unverstrichenen Schnittfläche häufig notfaul und zur Ansiedlungsstätte für allerlei schädliche, im Holze lebende tierische Schmarotzer, ferner für Baumschwämme und andere pilzartige, schwere Krankheiten des Obstbaumes verursachende Parasiten geeignet. Baumwunden können nur da unbeschadet unverstrichen gelassen werden, wo der Boden warm und locker, der Winter nicht allzu rauh, und die betreffende Art oder Sorte der Obstgehölze stark wachsend und wenig empfindlich ist. Will man sich davon überzeugen, ob die Schnittwunden verstrichen werden müssen oder nicht, so verstreiche man versuchsweise an einem Baume nur einen Teil der Schnittwunden, den anderen nicht. Das Verstreichen größerer Schnittwunden an abgestorbenen Baumpartien hat mit warmem Theer zu geschehen, der eine Art Schutzdecke über die Wundoberfläche bildet. Steinkohlentheer auch zum Bestreichen von Wunden zu verwenden, die sich am lebenden Holze befinden, ist infolge des im Theere befindlichen Kreosots weniger ratsam. Eine Mischung von Lehm und Kuhkot ist als eine ausgezeichnete Wundschutzdecke hier am Platze. Die kleineren Schnittwunden verstreicht man am besten mit kaltflüssigem Baumwachs. Man kann dieses Präparat aus Harz, Talg und Spiritus auf folgende Weise herstellen: Zu 1 Kilogramm gewöhnlichem gelben Harz, welches mit 36 bis 50 Gramm Talg über mäßigem Kohlenfeuer flüssig gemacht wird, fügt man nach Abnahme vom Feuer unter tüchtigem Rühren bis zum Erkalten ungefähr 139 Gramm Spiritus, worauf die Masse in Blechbüchsen gefüllt wird. Man trägt die Salbe auf die Schnittwunden mit einem grobborstigen Pinsel so dünn wie möglich auf.

Charade.

Am Ersten geht es stille zu,
Es bringt dem müden Wand'rer Ruh'.
Das Zweite glänzt in heller Pracht,
Es bringt den Tag nach düstrer Nacht.
Wann naht des Ganzen Purpurschein,
Dann ruhen Blum' und Blümelein.
Julius Falck.

Rätsel.

Das Erste such' in weiter Ferne
Beim unzählbaren Heer der Sterne,
Das Andre schmückt in buntem Kleid
Die duft'ge Au zur Sommerszeit.
Vom Ganzen wird, wie dir bekannt
Das Aug' dem Ersten zugewandt. —
Julius Falck.

Anagramm.

Das Reh, der Schöpse giebt mich her,
Dem Wilden dien' ich oft als Wehr,
Und ohne Kopf flieg ich dahin
Im Dämmerlicht als Räuberin.
Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

	F	P	L	
T	A	F	E	L
K	L	E	I	D
S	T	R	E	U
	E	D	R	

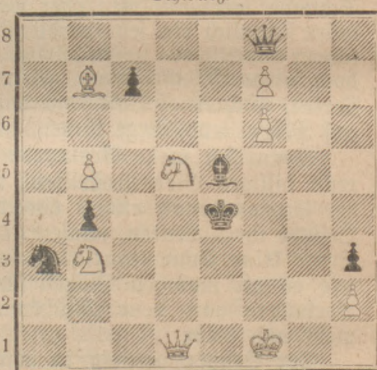
Schachlösungen:

Nr. 13. b 2—b 3. K d 5—e 5: f 2—f 4 † etc.
Nr. 14. T e 3—g 3 K d 4—e 5: D a 3—e 3 ‡

Problem Nr. 15.

Von Dr. Rohr.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Nacht, Schatten. — Nachtschatten, — Kartoffel.
Des Palindroms: Lebel.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.